Sicheres Quartier für Schiller

Autor(en): **Persich, Walter**

Objekttyp: Article

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Band (Jahr): 42 (1938-1939)

Heft 9

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-666392

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek* ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

Auf der ersten Plattsorm halten wir an. Durch eine Drehtüre gelangen wir in eine Bar, wo sich etwa 20 Personen an rosenfarbenen Setränken erlaben, uns zieht es mächtig zur Terrasse hin. Welch Panorama! — Da liegt New York zu unsern Füßen ausgebreitet. Ein Wald chklopenhafter Wolkenkraber, deren geometrische Formen sich bis zum äußersten Horizont erheben, — ein unendliches Häusermeer, über das der vom Atlantischen Meer hereinbrausende Wind seine Stimme erhebt. In der kristallenen Atmosphäre erscheint sedes Ding transparentklar.

Mördlich hinter dem Block des Rockfeller Zentrums sehen wir das grau-grun schimmernde Rechteck des Zentralparkes und die glänzenden Wasser des Harlem River; weiter rechts die von einem hohen Viadukt überbrückten Inselchen Randalls und Wards. In der Ferne leuchtet wie eine Königstrone die Brücke von Hell Gate auf die hochstrebenden Pfeiler Long Islands. Hitlich tauchen der East River, von kleinen Kauffahrteischiffen durchschnitten, und das Viertel Brooklyn auf. Im Guden die Wolkenkratzer der Wall Street und die in der hereinbrechenden Dammerung wie ein weißer Punkt leuchtende Freiheitsstatue. Endlich im Westen der Hudson River und jenseits die Hügel von New Jersen. Im Herzen der Riesenstadt New York die Insel Manhattan mit Hafendammen und Sandbanken.

Der Abend sinkt rasch nieder; noch ein letztes glühendes Aufflammen hinter der Wolkenwand, die den äußersten Saum von New Jerseh verdeckt. Die Plattform des "Empire State Building" hat sich unterdessen mit Leuten ganz angefüllt, doch scheinen sich die wenigsten sehr um das wunderbare Schauspiel, das sich hier oben darbietet, zu befümmern. Zwei alte Damen stehen begeistert vor einem Kanarienvogelkäsig, andere Besucher drängen sich zu einem Registrierapparat und lauschen voll Andacht der improvisierten kleinen Rede, die ihr Kamerad dem Mikrophon anvertraut. Hernach belagern sie einen Phonographen, um die Wiedergabe der auf einer Aluminiumscheibe aufgenommenen Rede zu genießen.

Der Speech eines Staatsmannes konnte kaum größeres Interesse erregen!

Eine Provinzlerfamilie hält alle Schreibtische besetzt, um ein ganzes Paket Ansichtskarten mit ihrer Unterschrift zu bekritzeln. Andere gehen auf die Andenkenjagd und lassen ihre erstandenen Schätze begeistert von Hand zu Hand gehen. Da sieht man: Zigarettenetuis, kristallene Aschenbecher, Federmesser, Kravattennadeln, Schachteln und Schächtelchen seglicher Art, alle zum Zeichen höchsten Wertes mit der Aufschrift: "Empire State Building" versehen.

Es berührt einem sonderbar, hier auf diesem hypermodernen Turm allen nur möglichen Typen und Nassen zu begegnen, wie wir sie in solcher Vermischung unten auf der Straße kaum finden. Nankees von Maine und Vermont, auf deren hartgemeißelten Sesichtern nie ein Lächeln erscheint, Farmer von Middle West, deutscher oder polnischer Abkunst, Pferdezüchter und Whiskybrenner aus Kentucky, Tabakpflanzer aus Virginia, Carolina und Arkansas, Schweinesleischhändler aus Kansas oder Ohio, Truthennenzüchter aus Texas usw. Provinzler, Vürgerliche, Adelige, alle Schichten der menschlichen Sesellschaft bekommt man hier in buntester Abwechslung zu sehen.

Auf die weißen Blätter eines dickbäuchigen Registers tragen die letzten Besucher ihre Unterschriften ein: Seschlechtsname, Vorname, Heimatort, Beruf. Eine Sruppe junger Mädchen lustwandelt unter fröhlichem Seplauder auf der weiten Plattform. Sesund und unverdorben schauen sie in die Welt, sie scheinen Modetorheiten und ehrgeiziges Divastreben nicht zu kennen. Viel eher wären sie bereit, die Mühen und Sorgen eines Farmers in Middle West zu teilen.

Die Nacht ist hereingebrochen. Über dem grauen Asphalt der Straßen und Avenues flutet plötzlich ein Meer von Licht. Wir stehen gebannt. Unser Riesenturm streckt nach allen Seiten seine feurigen Arme aus. Das einzigartige, nächtliche Schauspiel nimmt aufs neue Herz und Sinne gefangen. (Aus dem Italienischen von A. Angst.)

Sicheres Quartier für Schiller.

Von Walter Persich.

"Meine Knochen haben mir im Vertrauen gefagt, daß sie nicht in Schwaben verfaulen wollen." Friedrich Schiller.

Seit jener Nacht, in welcher Schiller, der Regimentsmedikus des Herzogs von Württemberg,

vermummt und unter falschem Namen das liebliche Stuttgart an der Seite seines Freundes Andreas Streicher verlassen hat, sind die letzten Farben des Herbstes vergilbt — vergilbt in der flachen und für der Schwaben Augen so trost-



Rosenlauital, ein wirkliches Stiparadies.

Phot. Mag Bbfer, Rollifen (Mar)

losen Landschaft um Oggersheim. Von den Fenstern des dürftigen Sasthoses aus haben die Freunde oft und oft hinausgestarrt auf die von Pappeln umsäumten Landstraßen, ob nicht ein reitender Bote mit guter Nachricht aus Mannheim kommen wolle, ob der Seheime Nat Dalberg nicht endlich sich zur Aufführung des "Fiesco" oder "Die Verschwörung zu Senua" bekenne und einen Beutel Dukaten sende.

Nichts dergleichen ist geschehen. Während Schiller den Plan zur "Luise Millerin" in wochenlanger Arbeit aufzeichnet, während er wieder am "Fiesco" schreibt und den letzten Aufzug beendet, versinkt die Natur in die winterliche Erstarrung. Nur Streichers Klavierspiel kann gelegentlich den Slauben an ein neues Werden und Erwachen wieder in des Dichters Seele zaubern — aber nur für kurze, schnell dahinhuschende Stunden. Dann tost der Sturm um Dach und Schornstein der Herberge, und immer brummiger setzt der Wirt das karge Mahl auf den Tisch.

Der Mann scheint längst nicht mehr seine Säste für zahlungsfähig zu halten und murrt immer wieder, wenn er eine Mahlzeit und ein Setränk auf der Tafel als unbezahlt ankreiden muß.

Der langaufgeschossene, ewig schreibende und sinnende "Dr. Schmidt" — wie Schiller sich hier nennen muß — mit den fahrigen Bewegungen, dem wie von Feuer durchglühten Blick, und sein Freund mögen dem Sastwirte bald schon nicht mehr als geheuer erschienen sein, nachdem er sie aufgenommen. Welcher Reisende von Distinktion wird sich in dem armseligen Oggersheim vor der Welt vergraben? mag er sich fragen. Nein, nein, es stimmt mit diesen Brüdern etwas nicht.

Das Schickfal, das der Feuerkopf zu meistern gedachte, als er mit großen Hoffnungen aus der Residenz des Herzogs flüchtete, es will nicht voranschreiten. Die Freunde aus Mannheim senden keine Kunde, der Herbst hat das letzte Laub in den seuchten Regenschmutz gezerrt und hinter den fernen Bergen lauert schon der Winter. Schiller

erträgt dieses Zuwarten nicht länger. Gegen den Rat des Freundes verläßt er mit diesem am Nachmittag des 16. Novembers Oggersheim. Negenschauer, begleitet von tückischen Winden, beugen das Geäft der Pappeln nach Nord, bis die Stämme keuchen und seufzen.

Es ist, als sahe Schiller dies alles nicht, als glühe seine Seele gegen die durch seine dürftige Jacke zuckende Kälte an, während er mit langausholenden Schritten, denen Streicher kaum zu folgen vermag, in Nichtung Mannheim dahinmarschiert, eins zwei, eins zwei, als gehe er den früher so oft geübten Soldatenschritt der Carlsschüler.

Am Abend entzündet Mannheim schon seine heimeligen Lichter, als sie in der Stadt anlangen. Die Unrast treibt Schiller, zuerst beim Theater den letzten, um Auskunft über das, was er im Hindlick auf den "Fiesco" erwarten könne, flehenden Brief für den Seheimrat abzugeben. Hernach geht er etwas gemächlicher nach der Wohnung des Schepaares Meher. Dort erhofft er, einen Abend im Seplauder mit lieben Menschen zuzubringen — und ein wenig ist auch sein Sedanke auf den zu erwartenden schmackhaften Imbiß gerichtet, der die trostlose Sasthauskost der letzten Wochen genußvoll frönen soll.

Andreas Streicher, da Schiller unterwegs zu plaudern beginnt und bereits für den nächsten Tag einer Antwort Dalbergs gewiß ist — einer guten Antwort, wie er hinzufügt, denn sein heutiges Schreiben werde dem Allgewaltigen des Theaters klarmachen, wie man an seinem größten Dichter gefündigt habe — Streicher fühlt sich eigentümlich angstvoll-beklommen. Auf ihm lastet ein dumpfer Druck. Die schnell gläubige Hoffnungslosigkeit Schillers will ihn nicht mitreißen, und er schämt sich dessen ein wenig. Er schilt sich selbst in seinem Inneren kleingläubig, denn — so sagt er sich — mag Schiller sich für den Augenblick irren, eines Tages wird man doch in Ehrfurcht sich vor seinem Genius neigen. Hat er, Streicher, nicht in diesen Wochen, wortlos und der Zukunft vertrauend, das Opfer seiner Barschaft gebracht, die eigentlich bestimmt war, ihm zur Vollendung seiner Ausbildung als Musikus in Hamburg zu verhelfen?

Die beiden Freunde betreten das Wohnhaus, in welchem der Regisseur Meyer und dessen Sattin eine Wohnung innehaben. Sonderbar müde klingt die Slocke, als sie den Griff ziehen — und

dann geht die Türe auf. Frau Meher selbst öffnet ihnen.

"Um des Herrgotts willen!" ruft sie aus und schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen. "Der Herr Regimentsmedikus und — pst!" ermahnt sie sich selbst, in Erinnerung der Gefahr, die Schillern droht, und zieht die beiden Wanderer schnell in den dunklen Korridor, indem sie die Türe eilig zuschlägt.

Schiller drückt ihr die Sand.

"Was ist Ihnen, liebe Freundin? Mein Er-scheinen hat Sie ganz verwirrt?"

"Sie sind in Mannheim? Das ist schlimm, fürwahr — doch treten Sie ein!"

Frau Meher öffnet die Tür zum Wohnzimmer, wo Meher am Pult sitzt und in einem Rollenheft studiert, während Madame Eurioni, die Freundin der Hausfrau, mit einer Stickerei am runden Tisch beschäftigt ist.

Auch der Regisseur springt auf wie ein Mensch, dem Geister erscheinen, als er der beiden Freunde ansichtig wird.

"Schiller, Schiller!" sagt er, bekümmert Schiller und Streicher umarmend. "Da seid ihr also, ihr tollkühnen Landstreicher! Ja, jetzt ist gut Rat teuer. Doch zuvor — Madame Eurioni kennen Sie wohl bereits? Wir dürfen doch in Ihrer Gegenwart ungehindert sprechen?"

Die noch immerhin schöne Dame lächelt.

Der Dichter beugt sich über ihre feine Hand, und Streicher vollführt eine achtungsvolle Verbeugung.

"Ich kenne doch die ganze abenteuerliche Geschichte dieses jungen Mannes und bin bisher nicht seine Verräterin geworden, also —"

"Madame!" erwidert Schiller. "Wie sollten so herrliche Augen Falschheit bergen? Vielmehr dünkt es mich wahrscheinlich, daß hinter dieser edlen Stirn eine Weisheit zuhause ist, die uns in unserer mißlichen Lage guten Rat angedeihen lassen kann."

"Erwarten Sie niemals zuviel von einer Frau!" Madame lächelt mit der Anmut eines jungen Mädchens. "Jedoch, wir wollen uns nicht in einer Debatte verlieren. Meher muß Ihnen zuvor berichten, was geschehen — und dann heißt es nachdenken!"

In aller Eile bereitet Frau Meher einen Tee. Die Freunde setzen sich, Meher rückt an den Tisch und gibt einen Bericht über die augenblickliche strategische Lage, in der sich der private Feldzug

Schillers zur Erringung seiner persönlichen Freiheit befindet.

"Vor knapp einer Stunde," erklärt Meyer, fiebernd vor innerer Erregung, mit hastigen Worten, "erkundigte sich an unserer Wohnungstür ein württembergischer Offizier angelegentlich nach Ihrem derzeitigen Aufenthaltsorte, Schiller. Einer meiner entfernten Bekannten, mit dem er im Raffeehause zusammentraf, hatte ihn an mich verwiesen. Ich wisse, wo Sie stecken, hatte man ihm gesagt. Es war ein im Sanzen nicht unebener Mensch, dieser Leutnant — tropdem war ich bemüht, ihn mit furzen Worten und der Versicherung abzuspeisen, ich hätte seit Monaten keine Nachricht von Ihnen. Meines Wissens seien Sie auf der Reise nach Wien befindlich. Fragen nach seiner Mission wagte ich nicht zu stellen, um nicht Verdacht zu erregen. Zögernd trollte er sich, mit einer — wie mir schien ironischen — Versicherung, er bedaure außerordentlich, Sie nicht angetroffen zu haben."

"Parbleu!" Schiller stößt einige Flüche aus. "Ich sitze also sest — der Herzog hetzt seine Spürhunde auf meine Fährte! Ha, dieser Thrann, dieser Menschenschinder, der glaubt, in die enge Unisormjacke seiner sogenannten Wohltaten auch die freiesten Seister Deutschlands einzwängen zu können! Die Seschichte wird ihm quittieren, was er der Dichtkunst auf ewig schuldig geblieben ist —"

Befänftigend legt Streicher dem Aufgebrachten die Hand auf die Schulter.

"Bester — mir scheint, das dürfen wir der Muse Klio getrost überlassen. Zunächst wäre es angebrachter, über unsere Situation nachzudenken. Wir müssen noch heute Mannheim verlassen!"

Meher wiegt bedenklich den Kopf.

"Und wenn die Badischen schon Befehl haben, euch anzuhalten? Gar zu inhaftieren und auszuliefern?"

Ehe Schiller erwidern kann, schellt die Haustürglocke heftig.

Frau Meher, die eben den Tee abgesetzt, erstarrt zur Bildsäule. Mit angstgeweiteten Augen blickt sie nach der Tür, als erwarte sie, in der nächsten Sekunde die Häscher eintreten zu sehen. Ihr Satte ist so heftig aufgesprungen, daß der Stuhl polternd umstürzt. Nur Madame Eurioni zieht unbeirrt weiter die Fäden durch den Stickrahmen. Abermals wird an der Slocke gerissen.

"Ihr mußt fort!" flustert Meher. Hilflos reißt

er das Fenster auf. "Unmöglich — kein Weg zur Flucht."

"Die Kammer!" hat Frau Meher einen rettenden Gedanken. "Wenn die Polizisten nicht ins Schlafzimmer eindringen, werden sie die Tapetenture nicht sehen!"

Entschlossen ergreift sie die beiden jungen Männer an der Hand, ruft ihrem Manne "Hffne du!" zu und betritt das Schlafgemach, an dessen Ende sich hinter einer dünnen Wand ein ganz enges kleines und fensterloses Semach befindet. Darinnen herrscht eine fast erstickende Moderluft, aber was bedeutet diese kleine Unbequemlichkeit gegen den Arrest!

Mit angehaltenem Atem lauschen die Freunde. Ja, es wird laut gesprochen — jedoch anders, als man fürchten mußte. Ifflands getragene Stimme wird vernehmlich.

"Habt ihr Schillern gesehen?" fragt er. "Der verrückte Bursche hat im Theater einen Brief abgegeben, und alles ist in heller Aufregung, weil im Büro des Herrn von Dalberg ein Württembergischer heute Nachfrage nach dem Brausekopf hielt, nein? So gnade ihm Sott, wenn er sich noch in Mannheim umhertreibt. Ich bin dessen gewiß, er soll verhaftet und über die Srenze zu Füßen seines zürnenden Landesherrn geschleppt werden, denn ich höre, der Offizier ist überall umhergelaufen, bei allen erdenklichen Leuten gewesen, um Schiller auszufundschaften. Nein, habe keine Zeit — Sott befohlen! Und warnt den Jüngling, so er noch auftaucht. Es geht um Kopf und Kragen!"

Nach einer Viertelstunde angstvollen Ausharrens, Iffland ist inzwischen gegangen, werden die beiden aus ihrem Verließ herausgeholt. Das Shepaar Meher ist der Verzweiflung nahe.

"Jede Minute kann dieser Offizier wieder erscheinen — und ich fürchte," sagt der Regisseur, "er wird diesesmal nicht allein kommen, sondern einen Verhaftsbefehl und einen Schergen Mannheimscher Ferkunft mit sich führen. Wenn ich nur wüßt —"

Madame Eurioni hat ihren Stickrahmen zufammengeräumt und erhebt sich. Sie winkt dem Schauspieler zu.

"Fassen Sie sich! Ich werde mich dieser Knaben annehmen — ja," sie lacht Schiller an, "ihr Dreiundzwanzigjährigen seid in Wahrheit ja nichts anderes als Knaben, ungebärdig und wild, und es fehlt nur die Lenkung auf jenen Weg, den ihr so verzweiselt sucht! Herr Doktor, und auch

Sie, Streicher, begleiten Sie mich zum Palais des Prinzen von Baden. Ich bin die Aufseherin des Schlosses, es steht, wie Sie wissen, leer. Niemals wird ein Polizeiagent Sie dort vermuten!"

Fast umarmt Schiller die einstige Schauspielerin, so heiß wallt die Dankbarkeit in ihm auf.

In Streichers Augen treten Tränen.

"Gerettet!" jubelt er. "Gerettet, Freund —"

"Ruhe!" unterbricht Frau Eurioni. "Be-schreien Sie's nicht, junger Herr! Meine Macht beginnt erst an der Grenze des Palais. Bis dorthin ist doch ein Weg zurückzulegen, auf dem Thnen mancherlei Sefahren drohen. Also hurtia!"

Die drei verabschieden sich von Mehers, die versprechen, am folgenden Tage überall zu lauschen, ob der Offizier noch in Mannheim und was seines Umtes sei. Dann trippelt in der Mitte der jungen Männer, die ihre Hüte tief ins Sesicht gezogen haben, die Dame einher, und bald ist der schützende Park erreicht, mit seinen dunklen Alleen, in denen kein Badischer oder Württembergischer mehr den Arm der rächenden Nemesis nach den Jünglingen ausstrecken kann.

"Dr. Nitter", wie Schiller an diesem Abend wieder heißt, und sein Begleiter, "reisend in diplomatischen Seschäften," erhalten ein behagliches Kabinett angewiesen. In aller Eile muß die Dienerschaft für "die Säste seiner Hoheit", die wegen eines Nadbruches der Extrapost — soschildert es Madame Eurioni ihren Untergebenen — unerwartet Aufenthalt nehmen mußten, einen Imbiß bereiten und auch eine Flasche Wein bringen.

Es sind fürstliche Prunkgemächer, in denen die Flüchtlinge zum ersten Male in ihrem Leben wohnen — und speisen. Speisen, wie sie seit Monaten sich nicht gütlich getan! Es gibt feinen Aufschnitt, der zart auf der Junge zerschmilzt, etwas kaltes Huhn, knusperiges Brot, und dazu der Wein, der Wein!

Madame Eurioni, sie muß, obgleich ihre Stellung sie vor Nachrede schützt, auf ihren Ruf bedacht sein, hat sich zurückgezogen. Die Kerzen flammen. Die seidenen Volieren sind dicht vor die Fenster gezogen, und Schiller und Streicher tafeln, wie zu Gaste bei Lukull.

Mehr als am Nebensaft berauschen sie sich an himmelstürmenden Reden. Das Ewige und das Kleine streiten darin um den Vorrang, bis Schiller, den Kömer in der Hand, neugierig den Ker-

zenleuchter an einige der an den Wänden hängenden Rupfer hält.

"Sie, Freund, es sind Lebruns Stiche der zwölf Schlachten Alexanders! Das war ein Fürst von hohem Sinne! Jeder, der unter seinem Befehle stand, mußte in der Willfür die Sendung spüren, mußte sich unterordnen, einem Stolz, der nur von den Söttern Befehle empfangen konnte, um der Welt den Fuß auf den Nacken zu seten!"

Sie begeistern sich an Auslegungen der alten Seschichte, bis Streicher schläfrig zu gähnen beginnt. Fürsorglich geleitet der Freund ihn ins Nebengemach, wo Streicher sich auf einem Kanapee ausstreckt und sogleich, benebelt von dem ungewohnten Setränk, in Schlummer sinkt. Auf Zehenspiten schleicht Schiller zurück. Er trägt den Leuchter an den Rokokoschreibtisch, zieht ein Blatt aus der Tasche, überfliegt es wohl hundertmal, versinkt in Srübeln — es mögen Stunden vergehen, Ewigkeiten oder Augenblicke. Er weiß es nicht. Plöslich schrickt er auf, greift nach der Feder und läßt sie über das Papier gleiten, murmelnd, in verzückte Ausrufe ausbrechend, laut deklamierend.

Das Morgendämmer liegt schon vor den verhüllten Fenstern. Hierher dringt es nicht. Die Kerzen sind halb niedergebrannt. Von einem der lauten Ausbrüche Schillers geweckt, erscheint Streicher mit zerzaustem Haar an der Durchgangstür.

"Du schläfft nicht?"

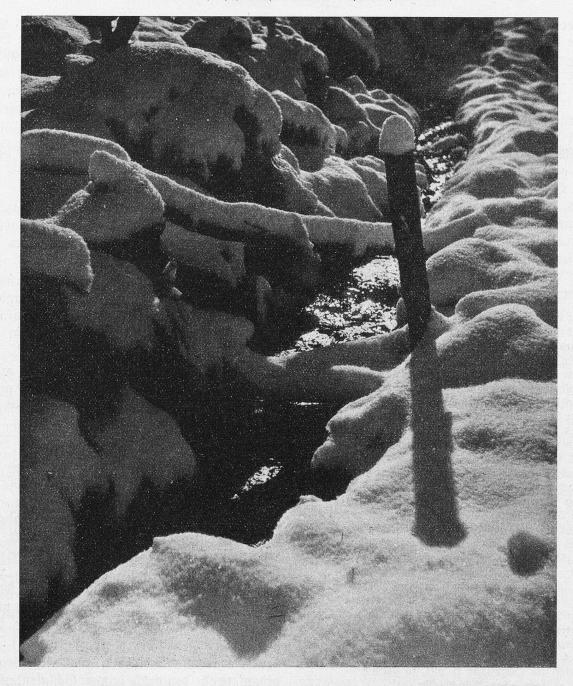
Wie aus weiten Fernen heimkehrend, wendet Schillers Blick sich ihm zu. Seine Stirn ist zerrissen von tausend grüblerischen Falten und Einbuchtungen. Stoßhaft geht sein Atem wie der eines Kämpfers, der mit einem stolzen Gegner gerungen.

"Schlafen?" fragt er, sich mühsam auf Zeit und Gegenwart besinnend. "Wie könnt' ich schlafen, Andreas, eh' das Schickal des deutschen Dramas entschieden? Sieh, es ist mir anvertraut. Jett weiß ich es, sett weiß ich auch, daß mich Qualen peitschen werden, bis ich mir selbst die Vollendung der großen Träume der Menscheit abgerungen. Ach, welch ein Stückwerk ist der "Fiesco", welch Gestammel ist die "Luise Millerin!"

Entsetzt, für Schillers Verstand fürchtend, starrt der Musiker den Dichter an.

"Das sagst du?"

"Ich sag's!" wiederholt Schiller. "Blicke dich um! Wir, die Armsten der Armen, werden von



Im Slang der Wintersonne.

Phot. Max Whfer, Köllifen (Aarg.)

Frau Eurioni auf das höfische Parkett geführt, werden bewirtet, wie Fürsten und Könige — aber wer ist denn Frau Eurioni? Wer hieß sie, uns zu retten? Sie ist ein Werkzeug in der Hand der Schicksalsgöttin, und mein Herzog, der Bedauernswerte, weiß es nicht einmal, wie ich es weiß, der ich ihm so unendlich überlegen bin! — ist nichts anderes! Ich mußte ihn erleiden, diesen unheimlichen Druck der Seele, um es aussprechen zu können, was der Mensch im ewigen Konslift gestalten muß. Erinnerst du dich meines Se-

dankens, das Schicksal des Don Carlos zu studieren?"

Streicher sett sich.

"Ja. Es waren sedoch nur Andeutungen im Rousseau, und andere Bücher fehlten dir."

"Ich werde sie finden. Was mir fehlte, das war die hösische Umwelt, die Slattheit und Schönheit einer durch Macht gewachsenen, alten und bedrohten Kultur. Hier — schau um dich! — hier lebt sie, mögen draußen die Kämpfe der kleinen Menschen in den Städten und Dörfern toben,

mag der Schweiß des Bauern rinnen, hier ist es alles so klar, so fein, so zärtlich —"

"Und", murmelt Streicher, "ich begreife nicht, Freund . . . "

"Höre!" sagt Schiller, wendet sich, die beschriebenen Blätter in der Hand, ihm zu. "Denke dir den Kerzog in der großen Tracht der spanischen Könige. Denke dir einen in den Konventionen gezähmten Feuergeist von Sohn, der die eigene Stiefmutter liebt — denke dir einen Freund, der diesen Sohn über alles liebt und nun einmal, ein einzigesmal allein, dem Könige gegenübersteht. Denke dir meinetwegen, ich sei es, an dessen Seite der Degen des Marquis Posa elegant und gefahrvoll schimmert. So wird er sprechen:

Sie wollen pflangen für die Ewigkeit Und faen Tod? Ein fo erzwung'nes Werk Wird feines Schöpfers Geift nicht überdauern. Dem Undank haben Sie gebaut — umsonst Den harten Rampf mit der Natur gerungen, Umfonft ein großes, tonigliches Leben Berftorenden Entwürfen hingeopfert. Der Mensch ift mehr, als Sie von ihm gehalten. Des langen Schlummers Bande wird er brechen Und wieder fordern fein geheiligt Recht. Ja, ja — ich wiederhol' es. Geben Gie, Was Sie uns nahmen, wieder! Laffen Sie, Großmutig wie der Starte, Menschenglud Aus Threm Füllhorn strömen — Seister reifen In Ihrem Weltgebaude. Geben Gie, Was Sie uns nahmen, wieder! Werden Sie Von Millionen Königen ein König. D, fonnte die Beredfamkeit von allen Den Taufenden, die diefer großen Stunde Teilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben, Den Strahl, den ich in diesen Augen merke, Bur Flamme sich erheben! — Geben Sie Die unnatürliche Vergött'rung auf, Die uns vernichtet. Werden Gie uns Mufter Des Ewigen und Wahren. Niemals — niemals Befaß ein Sterblicher fo viel, fo göttlich Es zu gebrauchen. Alle Könige Europens huldigen dem fpan'fchen Ramen. Behn Sie Europens Konigen boran. Ein Federzug von diefer Hand, und neu Erschaffen wird die Erde. Geben Gie Gedankenfreiheit!"

Es ist ein mitreißender Vortrag, der selbst in der schwäbelnden Aussprache Schillers von heiliger Slut angeseuert wird. Jett versagt dem

Dichter die Stimme. Er preßt die Hände gegen die schmerzenden Schläfen. Es zuckt darin. Streicher weiß sich nicht anders zu helfen — sein Herz fühlt ein einziges großes Bekenntnis zu jenem Jüngling, an den er sein Schicksal in diesen Monaten gebunden hat. Hier findet sein Opfer die große Bestätigung.

Zaghaft legt er die Hände auf Schillers schmal abfallende Schultern und drückt den Hauch eines Kusses auf dessen müde Stirn.

Wortlos nimmt er ihn dann bei der Hand. Er führt den Folgfamen hinüber in das Kabinett, bettet ihn auf dem Kanapee, streicht ihm sacht über die Augen.

"Du mußt ruhen, Fritz!" sagt er eindringlich. "Du hast dein größtes Wort geschrieben, und jetzt mußt du schlafen, um dich selbst wiederzufinden. Nicht alle Kraft darfst du verströmen in dein Werk. Wie solltest du es sonst vollenden?"

Schiller hört die Worte nicht mehr. Regelmäßig hebt und fenkt sich seine Brust. Er schläft, und seinem immer ruhiger werdenden Sesicht ist anzusehen, daß er sich eine große Last vom Herzen geschrieben hat.

Einige Stunden später kehrt Streicher von einem Sang in die Stadt wieder zurück ins Palais. Er ist bei Meher gewesen und hat einige andere Freunde aufgesucht und endlich erfahren, daß jener Offizier noch gestern abgereist ist. Rurz zuvor habe er sich als einstiger Carlsschüler zu erkennen gegeben, der dem Manne, der die "Näuber" geschrieben, deren Aufführung er in Mannheim angesehen, die Hand habe drücken wollen — dem alten Kameraden als geistiger Weggenosse.

"Es war also Schickfal!" murmelt Streicher gedankenvoll, den noch immer Schlafenden, der neue Kräfte sammelt, mit innigem Ausdruck betrachtend. "Mir alle sind nur Werkzeug, auch sener Herzog, den Fritz glaubte, so hassen zu müssen. Er aber, Fritz, ist ein Werkzeug in der Hand der Sötter, die ihre Runen in die Herzen der Völker meißeln. Und eines Tages wird man sehen, daß ein Fürst, der ihn zur Flucht gezwungen, sein Diener war!"